



Maurin Baumann

Ausschnitt aus *Unruhe*

Mentor: Dmitrij Gawrisch

Als der Krieg eskalierte, war mein Abszess zurück. Als die Bomben Wohnhäuser zersprengten, machte ich meine letzte Nachtschicht in diesem grün-schimmernden Hotel neben der versprayten Treppe.

Die ersten Bodentruppen fallen ein, ich rufe beim Notfall an, wo gerade ein Schichtwechsel ansteht, und berichte von meinen Schmerzen. Die Stimme klingt leicht freundlicher als gewohnt. Es verbündet, durch dieselbe Nacht zu arbeiten.

Dann die Rede von einem kalten Krieg; die atomare Drohgebärde. Der Switch zwischen zwei Krisenmodi war sehr schnell. Der Abszess wird fotografiert. Wenn ich gefragt wurde, wo er ist, habe ich «am Bein» gesagt. Um die Scham zu verdrängen. «Scham ist der grosse Stillmacher», schrieb Lea Schneider in ein kleines Büchlein, das ein wenig nach Kotze riecht. «Scham lebt davon, dass du schweigst.» Und sie sei wie Körperflüssigkeiten. Schleimig und ansteckend.

Der Glutealabszess lag genau im falt zwischen Arschbacke und Bein, wo mittlerweile ein glühend-heisser Beutel pulsierte. Das Bild davon gelangte – per Chat, wie ich annehme – zu einer Spezialistin. Während ich da so verquält lag, sah ich das Video einer jungen Frau, die in allerfeinster Tiktok-Manier erklärte, wie ein brachliegender Panzer zu bedienen sei. Ich sah Bilder mit erbeuteten Pässen von getöteten Soldaten. Es wurde nicht real.

Ich verstehe den Abszess als Strafe für die Fehler, die ich in meiner letzten Beziehung gemacht habe. Die Grenzen, die ich nicht zu setzen vermocht habe, rächen sich nun in Form eines unterirdischen Pickels. Ich erinnere mich an den Wagenplatzbewohner, dem ich versprechen musste, nie mehr darüber zu sprechen, da ich diese dämonische Energie sonst nie loswerden würde. Danach hat er mir Videos gezeigt, wie er sich mit einem selbst genähten Fluganzug von einer Klippe stürzt.

Faschistische Symbolik, ein rätselhaftes Z und Bilder der Tausenden, die aus dem kriegstreibenden Land auswandern. Volle Züge und Busse. Stau auf den Strassen. Und Abertausende, die vor der Gewalt in ihrer Heimat flüchten. Ich verschränke mich. Lege mich seitwärts hin, die Beine kräuseln und die Füße sind schon lange



eingeschlafen. Mein Blutdruck sei normal, und auch kein Fieber. Corona-Schnelltest wohl negativ. Sonst hätten sie mir doch etwas gesagt?

Das Totalitäre am Krieg – so las ich einmal – sei, dass sich niemand davon distanzieren könne. Der Krieg zwingt einem eine Seite auf. Ich erinnere mich vage an eine Forschung über das alltägliche, private Leben in totalitären Regimes. War das Hannah Arendt?

«Es geht noch eine Weile», heisst es. «Schlafen Sie ruhig noch ein wenig.» Unterdessen habe ich die Abteilung gewechselt. Zu Fuss durchlief ich diesen absurd schönen Februar. Ein kleiner Weg mit grossen Bäumen, aus deren Kronen die Zugvögel kreischten, als der März bereits aus dem Boden spriesste.

«Keine Zeit. Leider hat die Spezialistin gar keine Zeit.» Lange Operation – mindestens zehn Stunden. «Es könnte Abend werden, versuchen Sie zu schlafen.» Ich denke, ja, schlafen; das wäre schön und scrolle weiter durch die Trümmer der spätkapitalistischen Fragmente – und frage nach Medikamenten.

Medikamente fehlen und schussichere Westen, denke ich, als ich dann auf dem Operationsbett liege, das elektrisch auf angenehme 36 Grad erwärmt ist. Und vor allem Waffen. Ich erinnere mich an den Flucht-Bericht der letzten ausländischen Journalist:innen – wie sie sich aus einer zerstörten Stadt schmuggeln lassen mussten.

Schmerzen? Ja, ich habe Schmerzen, antworte ich. Der Anästhesist, den ich schlecht verstehe, weil er mit deutschem Akzent Schweizerdeutsch spricht und eine FFP2-Maske trägt, fragt, was für ein Apéro ich gerne haben wolle. «Campari Soda oder Weisswein?» Den Witz habe ich schon gehört, als ich meinen fast zerrissenen Unterarm vernähen musste. Ich antworte: «Bier, ich bin ein Bier-Typ.» Und bevor ich darüber nachdenken kann, was das für eine komische Aussage ist, schießt es schon wie flüssiges Gold durch mich und macht alles angenehm und kräuselnd. Wenn alles dieses Gefühl wäre, wäre immer alles schön.



Alle Rechte vorbehalten.

Dieser Text entstand im Rahmen der Mentorats- und Coachingplattform Double des Migros-Kulturprozent.

[www.double-mentoring.ch](http://www.double-mentoring.ch)